

Die Entscheidung [Schluss]

Autor(en): **Bosshart, Jakob**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **19 (1929)**

Heft 8

PDF erstellt am: **25.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-635425>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche

in Wort und Bild

Nr. 8
XIX. Jahrgang
1929

Bern,
23. Februar
1929

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst, Sport, Touristik und Verkehr

Gedruckt und verlegt von Jules Werber, Buchdruckerei, Bern — Telephon Bollwerk 33 79

Wenn.

Von Ludwig Sulda.

Ja, hätte mir von Anbeginn
So manches nicht gefehlt,
Und hätt ich nur mit anderm Sinn
Den andern Weg gewählt,

Und hätt ich auf dem rechten Pfad
Die rechte Hilf empfahn,
Und so, statt dessen, was ich tat,
Das Gegenteil getan,

Und hätt ich vieles nicht gemußt
Auf höheres Geheiß
Und nur die Hälfte vorher gewußt
Von dem, was heut ich weiß.

Und hätt ich ernstlich nur gewollt,
Ja, wollt ich nur noch jezt,
Und wäre mir das Glück so hold,
Wie manchem, der's nicht schäht,

Und hätt ich zehnmal so viel Geld
Und könnt, was ich nicht kann,
Und käm noch einmal auf die Welt —
Ja, dann!

Die Entscheidung.

Erzählung von Jakob Böhart.

(Copyright by Grethlein & Co., Zürich.) 8

Gegen Mittag kam Olga Schläpfer an. Die Hauswallerin führte sie zu ihm hinein, sie war froh, einen Vorwand zu haben, wieder einmal nach ihm zu sehen. Die Hebamme war gegangen. Er sprang auf und rieb sich die Augen und die Stirne. „Ja, ja, ich weiß alles“, sagte er, „es ist mir jezt alles wieder klar. Ich habe furchtbar schwer geträumt, furchtbar. Da bist du also. Gut, daß du gekommen bist.“

Olga brach in Tränen aus und streckte ihm teilnehmend die Hand entgegen. „Nein, rühre sie nicht an, es ist von Tildes Blut daran.“ Er betrachtete die Hand. „Sie ist sauber. Habe ich sie gewaschen oder ist sie von selber rein geworden?“ Sein Gesicht hellte sich etwas auf. Daß an seinen Händen kein Blut klebte, tat ihm wohl. Er setzte sich und schaute steif vor sich hin. Olga drang in ihn, er solle sich ausdrücken, nachher sei ihm besser. Er krampfte sich zusammen: „Sieh, es war grauenhaft! Wir waren alle erschöpft, kraftlos, halb tot. Stelle dir vor, drei Tage und zwei Nächte, schreckliche Tage und endlose Nächte, ohne Schlaf, für mich wenigstens, und natürlich auch für sie. Ich meine Tilde. Ihr Herz war schon vorher etwas schwach, sie meinte, seit der Grippe, das Beden zu eng, das Kind gut entwickelt. Da hast du die Lage. Ich hoffte immer, sie werde es doch noch vermögen, es fehlte ja auch nicht viel. Ich war nahe daran, an ein Wunder zu glauben, wahrhaftig! Es war ja nicht unmöglich, daß beide entrannten, nicht? So wartete ich, so wartete ich vielleicht zu lange.

Aber stelle dir meine Aufgabe vor: Griff ich ein, so war meine Verantwortung entsetzlich, ich mußte zwischen den beiden Leben entscheiden, die mich am nächsten angingen. Sollte ich da nicht die Natur walten lassen? Begreifst du, daß ich wartete? Warten mußte? Sag', daß du das begreifst!“

Sie begriff es, meinte aber, er hätte vielleicht einen Professor aus der Stadt rufen sollen.

„Du meinst, er hätte mehr vermocht als ich?“ entgegnete er. „Vielleicht, vielleicht auch nicht. Ich bin nicht ungeschickt. Und er hätte mir eine heikle, eine infame, eine hinterlistige Frage gestellt. Ich habe das einmal als Assistent an der Frauenklinik erlebt. Eine Bäuerin sollte gebären, ihr Mann war gekommen und da stellte der Professor eben jene satanische Frage an ihn. Der Bauer hat sie beantwortet, auf der Stelle, wahrhaft teuflisch, wenn du willst, der hatte ein Gewissen von Eisenstangen. Ich hätte nicht antworten können, ich! Aber das verstehst du nicht.“

Nein, das verstand sie nicht. „Ich wollte sie in die Klinik bringen“, begann er wieder, „mehrmals habe ich angefehlt, aber sie wollte nicht. Insoweit hat sie entschieden. Nicht wahr? Daß dann der Entscheid doch noch auf mich fiel, wer konnte das voraussehen!“

Olga sann nach und schwieg. Er wurde immer unruhiger. „Ich wollte, ich wäre katholisch“, fuhr er tonlos weiter, und als Olga ihn erstaunt ansah: „Ja, ja, die Katholiken haben es in vielem leichter. Sie stehen in einem System, das ihnen alles Schwere vom Raden hebt. Eine

Doktrin trägt leicht, ein Mensch trägt manchmal ein wenig schwer.“

„Du mußt noch schlafen“, redete Olga ihm gütig zu, „du bist erschöpft und aufgewühlt, Schlaf wird dir wohl-tun. Du sprichst ganz wirr! Ich verlasse dich jetzt für eine Weile.“

„Nein, nein, bleib! Du mußt jetzt viel reden, gleichviel was, am besten wären Witze, aber die liegen dir nicht. Nein, Witze hast du nie zu machen gewußt. Aber das ist ja für's Leben auch nicht wichtig. Oder doch? Ich könnte jetzt einen Wikbold sehr wohl gebrauchen, aber im ganzen Lumpenstädtchen gibt es nur einen, den Notar, und der ist ein Spitzhube, ich glaube, unter uns gesagt, er ist im Grunde ein ganz schlechter Mensch. Dem kommen Gedanken! Du mußt mir eines sagen, Olga, aber grad heraus: Habe ich wohl daran getan, so lange zuzuwarten, es darauf ankommen zu lassen, auf einen Glücksfall, einen Ausweg der Natur, ein Wunder zu hoffen? Die Sache liegt so: Ich hätte vielleicht Tilde retten können, wenn ich mein Kind getötet hätte. Ich sage: vielleicht. Nun rede du! Und du verstehst doch: es war mein Kind, um das es sich handelte!“

„Wie soll ich dir antworten, Albert? Ich sehe, daß du eine furchtbare Verantwortung hattest, und ich traue dir zu, das Richtige gewählt zu haben.“

„Das traust du mir zu? Dann ist es schon gut. Und nicht wahr, so wird jeder vernünftige und rechtliche Mensch denken. Ich mußte etwas auf das Glück bauen, das muß man oft im Leben. Man kennt ja Fälle genug, die ebenso schlimm standen und schließlich günstig verliefen. Die Hebamme erzählte von einer viertägigen und doch glücklichen Geburt. Da hättest du gewiß auch gewartet. Ich danke dir, Olga. Du bist mein Schutzgeist und verstehst die Lage, in der ich war. Oh, du bist ein gescheiter und kluger Mensch.“

Er war ein wenig ruhiger geworden und empfing sogar einen Patienten, der sich angemeldet hatte.

Am Nachmittag machte der Notar seinen Trauerbesuch. Es fiel Doktor Niederer auf, wie gefetzt der Mann nun aussah. Den leichtfertigen Wikbold hätte niemand hinter ihm gesucht. Beim Gehen fragte der Notar, welches von beiden zuerst gestorben sei. Er beobachtete dabei den Doktor genau. Im Arzt regte sich zuerst die Lust, ihn anzulügen, aber er antwortete wahrheitsgemäß. „Nun, das hätte also noch schlimmer ablaufen können! Tragen Sie's, so gut Sie können, und falls ich Ihnen mit meinen geringen Kenntnissen irgendwie helfen kann, so verfügen Sie über mich.“ Doktor Niederer hätte ihn am liebsten mit einem Fußtritt über die Schwelle befördert.

Kurze Zeit nachher meldete sich der Zivilstandsbeamte, auch einer der Stammgäste der „Sonne“ an. Als hätten sich die beiden verabredet, stellte er die gleiche Frage wie der Notar und überschmierte Doktor Niederers Auskunft mit den Worten: „Nun, das ist noch Glück im Unglück.“ Da fuhr ihn der Arzt an: „Was Glück? Sie wagen es, von Glück zu reden, wenn meine Frau tot im Hause liegt? Machen Sie, daß Sie hinauskommen, Sie Unverschämter.“ Fluchartig entfernte sich der Zivilstandsbeamte. Er mußte sich in der „Sonne“ von dem Schrecken erholen und erklärte dem Wirt, ihm scheine, das Unglück habe den guten

Doktor ganz überworfene, er hätte ihm stärkere Nerven zuge-
getraut.

In seinem Zimmer rannte Doktor Niederer auf und ab und knirschte: „Oh, die Schufte, die Schufte!“ Er ver-
setzte dem Kassenschrank den Fußtritt, der dem Notar zuge-dacht war, und dann noch einen kräftigeren. Das schwere Möbel knurrte dumpf auf, erzitterte aber kaum unter dem Stoß, während den Arzt der Fuß schmerzte und er sich setzen mußte. Olga, die den Schlag vernommen hatte, eilte besorgt herein und traf ihn elend auf einen Stuhl zu-
sammengesunken. „Es ist weiter nichts“, beruhigte er sie, „es hat nur in dem Schrank da gegeistert. Weißt du, daß solch ein Schrank ein Teufelstafig ist? Ja, ja, ja!“ Nä-
selnd brachte er diese Ja hervor. Nun fürchtete auch Olga für seinen Verstand.

Unheimlich schwer wühlten die Tage ihren Gang durch das Doktorhaus bis zu Tildes Beerdigung. Der Doktor sah fahl aus und magerte ab, als zehrte eine tödliche Krankheit an ihm. Am Grab meinte man ihn stützen zu müssen, und die Gemeinde fand, er müsse seine kleine Frau doch sehr lieb gehabt haben. Der Zivilstandsbeamte aber raunte dem Notar zu: „Es ist scheint's nicht immer lustig, eine Million zu erben.“ Worauf der andere antwortete: „Theater auf dem Friedhof, lieber Freund!“

„Glauben Sie? Sie sind schon ein kleines Ungeheuer. Wir nehmen nachher eins auf den Zahn.“

Mitten in der folgenden Nacht stand Doktor Niederer auf und schlich auf den Zehen in sein Konsultationszimmer hinunter. Erst als er sich vergewissert hatte, daß alle Türen geschlossen waren, machte er Licht. Er zog ein blankes, schlankes Schlüsselschen aus der Westentasche und öffnete den Kassenschrank. Fast geräuschlos drehte sich die massive Türe ins Zimmer hinein. Das Licht fiel nun von der Decke grell in den Bauch des Schrankes. Doktor Niederer setzte sich vor die gähnende Oeffnung, stützte den Ellbogen auf die Knie und den Kopf in die Hände und schaute in den Schrank, lange. „Da sind wir zwei nun beisammen. Das ist nun also mein. Ein gewaltiger Haufe.“ Er lachte: „Nach Geseß erworben! Wie zuversichtlich und stolz war ich, als ich vor bald einem Jahr alles einräumte. Ohn' Sorgen geborgen, reimte ich damals. Ohn' Sorgen geborgen! Was fang ich nun damit an? Ich bin so müde. Vor einem Jahr war ich sehr munter! Tilde war dabei und wir lachten viel. Vor einem Jahr waren es Wertschriften, wie andere Wertschriften auch. Jetzt aber klebt etwas daran, Albert Niederer, etwas Rotes, man könnte es Blut nennen. Du bist jetzt allein mit deinem Geldschrank und kannst dir und ihm nichts mehr vormachen! Es ist wirklich Blut in diesem Schrank. Ja, ja, spiel' dich nicht auf! Wäre deine Frau arm gewesen, sie lebte noch. Warum hast du sie im tiefsten Grunde geheiratet?“ Er schredte zusammen: „Nun hör' auf, das ist Unsinn! Das ist Unsinn!“ Aber eine harte Stimme fuhr weiter: „Sag', was du willst! Was da drin ist, hat sie getötet!“ Nun schoß er auf: „Das ist alles nicht wahr, das ist verrückt, ich konnte nicht anders handeln, ich hätte unter allen Umständen gleich entschieden, ich brachte es nicht über mich, mein eigen Fleisch und Blut zu morden. Es stand mir schließlich näher als Tilde!“ Bei diesem Gedanken schloß er die Augen, aber er fuhr

sich zu überzeugen fort: „Ich würde wieder so handeln, ich müßte!“

„Um so schlimmer für dich!“ tönte es fest aus ihm zurück. „Was du da sagst, ist Verdrehung und Sophisterei. Winde dich, wie und solange du willst, was da drin liegt, hat entschieden. Sei einmal wenigstens aufrichtig in deinem Leben, du Feigling! Du wolltest es nicht darauf ankommen lassen, daß, wenn beide stürben, das Kind vor der Mutter ginge, weil so dein Erbteil kleiner ausgefallen wäre. Nun kau' an deinem geheimsten Gedanken, du Erbschleicher!“

Es war, wie wenn ein Richterspruch über ihm gesprochen, ein Stab über seinem Haupt gebrochen worden wäre. Er sank auf den Stuhl zurück, vor der Oeffnung des Schrankes, und wieder stützte er den Kopf auf die Hände und die Ellbogen auf die Knie. Er sah ganz zertrümmert aus. Wenn Tilde jetzt einträte und fragte: „Stand das Kind dir wirklich näher als ich? Und das Geld da? Und was waren deine Liebesbeteuerungen?“

Dann wälzte sich langsam die Frage hervor: „Was fang' ich nun mit allem an? Kann ich ruhig in diesem Hause wohnen, das mir die Gemordete geschenkt hat, wo mich alles an sie erinnert? Kann ich ruhig die Coupons von diesen Aktien und Obligationen abschneiden und sie mit fester Hand am Schalter der Bank hinlegen: Ich hätte gerne das Geld dafür? Am liebsten sind mir Tausenderscheine, die vereinfachen die Sache.“ Er lachte grell heraus.

Wieder straffte sich etwas in ihm: „Du bist übermüdet, krank, in den Nerven zerrüttet, ja, furchtbar zermürbt bist du. Du darfst jetzt nichts entscheiden, erst mußt du ausruhen, für ein paar Monate verreisen, alles vom Strom der Zeit wegschwemmen lassen! Du mußt unbedingt von hier wegziehen, am besten für immer, dir in Amerika eine neue Existenz aufbauen, das wird dir leicht fallen! Oder einfach reisen, allen schönen Städten und Landschaften nach.“

Die Zusprüche halfen nichts, sein anderes Teil drückte ihn wieder auf den Stuhl und in den Ablick der Wertpapiere nieder: „Mach' dir nicht wieder selber etwas vor, Albert. Was du in den letzten Tagen und Nächten erlebt hast, wirst du nie wieder los, nie wieder! Es wird dich überallhin verfolgen. Dein Gutes und dein Böses haben miteinander gerungen, und das Gute hat lange unter dem Knie des Bösen gelegen, bis zu dieser Stunde. Du hast als Mensch und als Arzt versagt. Was willst du noch? Gibt es für dich noch eine andere Gelegenheit, elend zu unterliegen? Nun also! Tritt vor Olga und Frau Ehrensberger hin und sage ihnen alles der Wahrheit gemäß. Tritt auch vor den Kollegen Dr. Groß in Kreuzwil hin und bekenne. Gelt, das magst du nicht? Und vor allem, tu das Geld da von dir. Du wirst seiner nie froh werden. Siehst du das immer noch nicht ein, nach so vielen Tagen und Nächten?“

Er häumte sich auf. Nein, sein Innerstes so entblößen, sein Gewissen und seine Schuld auf den Seziertisch legen, konnte er nicht. Lieber Schluß, Schluß, Schluß! „Ich habe ja ein erfolgreiches Jahr hinter mir!“ lachte er, „weiter werde ich es nie mehr bringen. Was soll ein Neuanfang? Schluß und Abrechnung! Ich will nun ehrlich sein, ganz

ehrllich will ich sein. Wie du es wünschst, mein Albert Weiß!“

Er stellte den Stuhl weg und kniete vor dem Geldschrank nieder. „Ich knie hier zur Anbetung und Erniedrigung wie ich eigentlich immer kniete“, begann er tonlos. „Ich



Die Kirche von Saanen,
in der die Sresken aus dem XV. Jahrh. entdeckt wurden.

habe dich bis jetzt nur stumm angebetet, herrlicher Geldschrank, ich will es jetzt laut tun. Dir zuerst meine Lobpreisung, du starker, feuerfester, unerschütterlicher, treuer, unverwundbarer Stahlmantel. Du bist eine feste Burg! In deinesgleichen möchte ich stecken. Dann hätte mich nichts hier in die Knie gezwungen. Und nun deine Eingeweide! Da diese Schale! Sie ist mit Goldstücken gefüllt, ganz und gar, mit zusammengehamsterten Goldstücken. Die Schale ist dein Herz und das Rote darin dein Blut. Dein Herz treibt das Blut durch alle Adern, es ernährt damit alle Nerven und alle Gehirne. Vergiften? Nein, nein, nicht vergiften! Nähren! Dein Blut ist starke Speise. Es hat auch mich bezwungen, wenn ich's bedenke, von Jugend an. Und jetzt hat es den Menschen in mir zu Boden gelegt und die Ehre meines Berufes in mir zerissen, also daß ich kein Mensch und kein Arzt mehr bin. Ganze Arbeit hat es an mir getan. Was sonst da drin liegt, sind die Dienstboten deines Herzens, jeder Teken eine Arbeitskraft, dienstbereit, durchaus zuverlässig. Es ist ja wahr, mit etwas Unrecht, mit etwas Gemeinheit, mit etwas Blut befleckt. Gewiß: Treffliche Lössblätter könnte man daraus machen, sie nehmen vielerlei an. Ja, mein Schrank aus Stahl, herrlich und ehrwürdig bist du in allen Teilen. Ich bete dich an, leider zum letztenmal. Alles nimmt ein Ende. Bist du nun alles in allem zufrieden mit mir? Habe ich dich genug verehrt und mich genug erniedrigt?“

Er sprang auf, schlug die Türe des Schrankes zu und schrie: „Und nun habe zur Anbetung noch den Fluch! Du erstauust über diese Wendung, hast sie von mir nicht erwartet! Du mußt nämlich wissen, daß ich zwei ganz verschiedene Hälften habe, eine weiße und eine schwarze, das hat man mir immer gesagt, zuerst mein alter Herr, der kennt mich! Aber doch nicht so ganz, er weiß nicht, daß ich



Kirche von Saanen. Gesamtansicht der Fresken im Chor.

manchmal über meinen beiden Teilen stehe, und dann beiden einen Strich durch die Rechnung mache. Einen heidenmäßigen Strich! Das wird man bald erfahren. Und nun will ich auch über dich verfügen, verehrter Göke und Geldbauch, damit du dir nicht einbildest, du seiest mein Meister bis zuletzt geblieben. Ich vermache dich einer Seele, die mit dir und deinem Herzen übel umspringen wird. Geschieht dir recht! Warum hast du mich so gequält in diesen Tagen, du Abgott, du Verführer, du Höllenfürst! Und nun lebe wohl.“

Doktor Niederer machte dem Schrank eine tiefe, spöttische Verbeugung, setzte sich an den Tisch und beschrieb ein Blatt Papier mit eilender Hand:

„Eigenhändiges Testament!

Ich bestimme hiermit für den Fall meines Ablebens lektwillig, daß ich meine Freundin, Fräulein Olga Schläpfer, zur Haupterin meines Vermögens einsetze. Meinen Vater bitte ich, sich meinem Willen zu fügen, Fräulein Schläpfer wird reichlich für ihn sorgen. Herr Notar Maag wird ihr im Geschäftlichen behilflich sein.“

„Und nun, wie der Notar sagte, Ort, Datum, Namenszug.“ Er verschloß das Schriftstück in einem Umschlag und schrieb darauf: „Herrn Notar Ernst Maag, sogleich zu übergeben.“

Er drehte das Licht ab und schlich in sein Schlafzimmer hinauf. Dort legte er die schlechtesten Kleider an, die er, in einem Schrank verborgen, besaß, und die er seit der Studentenzeit zur Erinnerung an magere Zeiten aufbewahrt hatte. Nicht nur zur Erinnerung, sondern auch zur Stärkung, zum Antrieb, zur Unterhaltung des Grolls. Behutsam, die Schuhe in der Hand tragend, verließ er das Haus. Draußen auf der Haustreppe wollte er die

Schuhe anziehen, aber er überlegte: „Das ist die Mühe nicht mehr wert. Was will ich mir unnütze Arbeit machen in meiner Müdigkeit.“

Am folgenden Morgen fand man ihn im Gartenhäuschen des Lindengutes, dort, wo er Tilde zum ersten Male gesehen hatte, mit durchhosenen Schuhen. Wegen der schlechten Kleidung erkannte man ihn zuerst nicht. „Er muß sie doch sehr geliebt haben“, sagte das Städtchen ein paar Tage lang. (Ende.)

Die alten Wandmalereien im Chor der Kirche von Saanen.

Von Max Grütter, Thun.

Die Neuentdeckungen längst vergessener Fresken in den Kirchen unseres Landes mehren sich. Bald hier, bald dort werden unter der eintönigen Tünche die

bunten Spuren einstiger Bemalung aufgefunden. Gelingt es, Teile dieser Malereien wieder herzustellen, dann bilden sie, selbst wenn ihr künstlerischer Wert bescheiden ist, einen freundlichen Schmuck der bisher vielfach recht nüchternen Räume; so etwa in Kirchlindach, in Belp und Scherzigen, um nur einige schon seit geraumer Zeit bekannte Beispiele auf bernischem Boden zu nennen.

Einer der überraschendsten, künstlerisch wertvollsten Funde ist unlängst im Chor der Kirche von Saanen gemacht worden. Dank der verständnisvollen Teilnahme, die die maßgebenden Behörden der Gemeinde einer Freilegung dieser Werke entgegenbrachten, konnten sie im Herbst 1927 endgültig abgedeckt und in sachgemäßer, vorbildlicher Weise renoviert werden.

Das heute vorliegende Ergebnis übertrifft jede Erwartung! Hier haben wir den sehr seltenen Fall, daß die einstige Bemalung eines geschlossenen Raumes nahezu vollständig erhalten geblieben ist. In breiten, übereinander liegenden Bändern reiht sich Bild an Bild, so daß die drei Wände des großen Chors aussehen, als wären sie mit alten, etwas verblakten Gobelins behängt. Von den 40 Bildfeldern sind nur wenige durch Feuchtigkeit und bauliche Flichereien beschädigt; im allgemeinen haben sich Zeichnung und Farbe vorzüglich bewahrt, ja, der Pinsel des Restaurators brauchte nicht einmal überall helfen nachzutupfen.

Was nun war der eigentliche Zweck derartiger Malereien? Johannes Buchstab hat diese Frage deutlich beantwortet, als er im Januar 1528 auf der Disputation in Bern die Bilder verteidigte. Sie seien, sagte er, vor allem „uffgerichtet worden zu Underwysung der ungeschickten Menschen, so die Schrifften nit lesen können, denselben ward die Bilder für die Bücher angezeigt“. Die Malereien waren also gleichsam das christliche Lehrbuch jener Tage, und die Darstellungen auf der Nordwand des Chors in Saanen bestätigen dies. Den inhaltlichen Mittelpunkt bildet hier eine kleine Mauernische, das einstige Sakramentshäuschen,